

Leipziger Volkszeitung

Organ für die Interessen des gesamten werktätigen Volkes.

Abonnementspreis pro Monat inkl. Bringerlohn 70 Pfg., bei Selbstabholung 60 Pfg.; mit der illustrierten Wochenbeilage „Neue Welt“ inkl. Bringerlohn 80 Pfg., bei Selbstabholung 70 Pfg. — Durch die Post bezogen (Postzeitungsliste Nr. 4627) vierteljährlich 2.10 Mk., für 2 Monate 1.40 Mk., für 1 Monat 70 Pfg. exkl. Bestellgeld.

Redaktion: Tauscher Str. 19/21.
Telegramm-Adresse: Volkszeitung, Leipzig.
Telephon 2721.
Sprechstunde: 6—7 Uhr abends.

Anserte werden die 5 gespaltene Zeile oder deren Raum mit 25 Pfg., für Gewerkschaften, politische und gemeinnützige Vereine mit 20 Pfg. berechnet. Schwieriger Satz nach höherem Tarif. — Der Betrag ist im voraus zu bezahlen. — Schluß der Annahme von Inseraten für die künftige Nummer früh 9 Uhr. — Aufgegebene Inserate können nicht wieder zurückgezogen werden.

Die Leipziger Volkszeitung erscheint täglich mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage. — Verlag und Expedition: Tauscher Straße 19/21. Geschäftszeit 8—12 und 2—7 Uhr, Sonn- und Feiertags geschlossen.

Zum Monatswechsel

erfuchen wir unsere Freunde, rechtzeitig das Abonnement zu erneuern und neue Abonnenten zu werben.

Redaktion und Verlag der Leipziger Volkszeitung.

Fünf Jahre Millerandismus.

* Leipzig, 28. Oktober.

Von einem Genossen, der jahrelang in der politischen und gewerkschaftlichen Organisation des Kantons Genf thätig war, wird uns geschrieben:

Von jenem düsteren Herbstabend, an welchem das Proletariat des Kantons Genf seinem gewählten Minister Thiebaud eine Serenade brachte, bis zum jüngsten Genfer Generalstreik ist es ein weiter und ein sehr lehrreicher Weg.

Als damals die Proletarier ohne Unterschied der Nation, der deutsche Arbeiterverein wie der schweizerische Grütliverein, die Italiener und die Franzosen, vor einem Café versammelt ihren neuen Minister an das Fenster riefen und dieser einige Worte an die begeisterte Menge richtete, die in eine intensivere Vertretung der Arbeiterinteressen im Staatsrate ausklangen, schlug manches Proletarierherz in freudiger Hoffnung.

Seitdem sind fünf Jahre ins Land gegangen. Es ist nun wohl an der Zeit, zu prüfen, inwieweit sich die gehegten Hoffnungen erfüllt und wie der Minister Thiebaud die Vertretung der Interessen der Arbeiter aufgefaßt und ausgeführt hat.

Und besonders bietet der gegenwärtige Moment, wo die Arbeiter Genfs vor der vereinten Uebermacht des Kapitalismus die Waffen wiederum strecken mußten, die beste Gelegenheit, an den frischen Thatfachen zu demonstrieren, welchen Wert die Beteiligung eines Sozialdemokraten an einer bürgerlichen Regierung überhaupt hat.

Im Kanton Genf streiten seit langer Zeit zwei fast gleich starke politische Richtungen, die konservative und die radikale, um die Herrschaft. Mit dem Aufblühen der Arbeiterbewegung entstand ein neuer Faktor, die sozialistische Partei, mit dem die alten Parteien wohl oder übel rechnen mußten. Obwohl schwach an Zahl, bildete sie bei den Wahlen das Bürglein an der Wage. Die alten Parteien waren aus blohem Selbsterhaltungstrieb gezwungen, den Arbeitern Konzessionen zu machen. So wurde die Chambré da Travail (Arbeitskammer) — um nur ein Beispiel zu nennen — vom Staate geschaffen, womit die Arbeiterschaft nicht nur einen Arbeitsnachweis, sondern auch einen Lesesaal, und die Gewerkschaften Versammlungsorte erhielten.

Durch eine geschickte Taktik, deren Gipfel in dem selbst-

ständigen Verhalten liegen mußte, hätte die sozialistische Partei den Herrschenden noch manchen Vorteil abringen können.

Mittlerweile entdeckten einige bei den Radikalen verkannte Größen, wie Thiebaud, Triquet, ihr sozialdemokratisches Herz und traten in die Arbeiterpartei ein. Die Annäherungsversuche derer um Favon, des Chefs der Radikalen, fielen in den leitenden Kreisen der sozialistischen Partei auf günstigeren Boden. Das ganze Wörterbuch der — späteren — „Revisionisten“ wurde ausgeschlachtet, um die Nützlichkeit eines radikal-sozialistischen Kompromisses zu beweisen. Die große Masse der sozialistischen Arbeiter hatte in solchen Dingen nichts zu sagen. Zum großen Teil Landes- oder Kantonsfremde, fanden sie in der politischen Organisation verschlossene Thüren. Im Grütliverein, der ein gewichtiges Wort bei Wahlen hätte mitreden können und der selbst damals die Führung an sich hätte reißen können, war es den nichtschweizerischen Genossen durch ein der Neuzeit ganz und gar nicht mehr entsprechendes Statut unmöglich gemacht, sich am politischen Leben direkt zu beteiligen bezw. einen Einfluß auf die Partei selbst auszuüben.

So hatten die Freunde der „praktischen Arbeit“ leichtes Spiel. Die Aera der Kompromisse setzte mit erkennbarer Deutlichkeit ein.

Bei den Staatsratswahlen 1897 stimmten die Sozialisten für die Radikalen, die dafür Thiebaud auf ihre Liste genommen hatten. Auf dieselbe Art gelangte später auch Triquet als Richter in das oberste Tribunal des Kantons und in den Nationalrat. Um den radikalen Wähler nicht kopfscheu zu machen, mußten immer Leute aus der Arbeiterpartei genommen werden, von denen weiter nichts zu loben war, als daß sie „très modérés“ (sehr gemäßigt) seien.

Aber trotz aller Mäßigkeit hatte der Kompromiß den Uebergang der radikalen Wähler in das konservative Lager verursacht, was, nebenbei bemerkt, die Nationalratswahlen bewiesen, wo es nur durch eine abermalige Wahl mit knapper Not gelang, dem Bürger Triquet einen Sitz in Bern zu verschaffen. Was die Radikalen von links gewonnen, schienen sie auf die Dauer nach rechts zu verlieren.

Die leichte Möglichkeit, die heißgeliebten Staatsratsitze zu verlieren, hieß die radikal-sozialistische Regierung jede fortschrittliche Politik mit Klugheit hintanhaltend. Der durch Mäßigkeit bei den Wahlen schon gemachte Spießbürger sollte durch eine noch größere Mäßigkeit im Handeln wieder eingefangen werden. Damit rutschte aber die sozialistische Partei immer weiter auf der schiefen Ebene abwärts, die sie betreten. Ein Rückwärts schlen bald gefährlicher, als ein Vorwärts auf dieser abschüssigen Bahn. Die Grenzen zwischen den beiden Parteien wurden immer mehr verwischt,

so daß schließlich die Arbeiter überhaupt nicht mehr wußten, wo ihre Partei aufhörte und wo die radikale anfing.

Der sozialistische Minister war in dem radikalen Orkus untergegangen. Abgesehen von den Festreden, die er bei der mit Flinte und Säbel ausziehenden Feuerwehr hielt, hörte man das erste Mal wieder etwas von ihm beim Bauarbeiterstreik. Bei dieser Gelegenheit erließ er im Namen der Regierung eine Bekanntmachung, in welcher er die Streikenden zur Aufrechterhaltung der „Ordnung“ ermahnte und sie auf die bereitstehenden hauernden Säbel und schließenden Flinten aufmerksam machte. Der Streik wurde durch die bewaffnete Macht erzwungen. Was diese noch etwa versäumt, holte die Regierung durch Verhaftungen, Ausweisungen zc. nach. Die Empörung der Arbeiter über diese Thaten ihres Ministers und der radikalen Alliierten machte sich in einer offenen Opposition Luft. Diese wurde durch die Anhänger Thiebauds als „anarchistisch“ und als von den Kapitalisten gekauft verschrien. Der Minister Thiebaud aber grub etwas tiefer; natürlich in seiner Art.

Um für die Zukunft ähnliche Fälle zu vermeiden, die eine entschiedene Maßnahme für oder gegen die Arbeiter erheischten, verfiel er, gleich seinem späteren Kollegen jenseits des Juras, auf die Idee, Lohnkämpfe, wie der soeben stattgehabte, durch ein Gesetz aus der Welt zu schaffen. Die erste Kunde dieses Vorhabens zwang auch einen Konservativen auf die Hufe. Auch dieser arbeitete einen Entwurf aus, die beide dann dem „Großen Rat“ des Kantons vorgelegt wurden. Es würde zu weit führen, diese Produkte Kleinbürgerlicher, an die Allmacht der Gesetze glaubende Denkart im Detail wiederzugeben. Es sollten die Arbeitersyndikate und die Unternehmer durch das Gesetz gehalten sein, ihre Forderungen einer dem Gewerbegerichte ähnlichen Körperschaft vorzulegen, die dann über deren Berechtigung entscheiden sollte, und durch Androhung einer hohen Geldbuße sollten die streitenden Parteien gezwungen werden, sich dem Spruche dieser Körperschaft zu unterwerfen. Wie wenig die Arbeiter von diesem Produkte staatsrätlicher Weisheit erbaut waren, beweist die Thatfache, daß selbst die Grütlianner, die niemand in den Bereich des Radikalismus setzen wird, mehrfach gegen das Projekt Stellung nahmen.

Die verheerenden Folgen des Streiks konnten nur sehr allmählich wieder ausgeglichen werden. Nach langem und unsäglichem Mühen gelang es erst, den vielsprachigen Organisationskörper wieder Leben und Blut einzuhauchen.

Trotzdem die Thatfachen eine deutliche Sprache gegen das Bündnis mit den Radikalen redeten, blieb die Arbeiterpartei auch weiterhin als Schwanz am radikalen Körper hängen. Dadurch waren ihre Kräfte von vornherein paralytisch, und eine offene Opposition gegen die reaktionären

Seuilleton.

Der Grabenhäger.

Roman von Wilhelm von Polenz.

Währenddessen saß einer: Stock tiefer im Wohnzimmer Frau von Lenkstädt am Frühstückstisch. Sie hatte längst ihren Thee getrunken und wartete nun auf die Kinder. Daß Klärchen sich so gar nicht verändert hatte! Nur den Namen hatte sie gewechselt, sonst schienen alles beim alten geblieben zu sein. Sie war ja eben schon als Mädchen so fertig gewesen; man hätte sich das eigentlich denken können.

Als Kind schon war sie ein kleiner Startkopf, schwer zu verstehen in ihren Bedürfnissen und schwer zu behandeln. Nur der Vater mit seiner Milde hatte etwas bei der Kleinen durchgesehen vermocht. Und was sich im frühen Kindesalter wie Laune ausgenommen, entwickelte sich bei der Jungfrau zu einem ungewöhnlich starken Selbstbewußtsein. Was hatte es für Kämpfe gegeben mit den Brüdern! Eigentlich waren die wilden Jungens ja alle verliebt in die einzige Schwester, unendlich stolz fühlten sie sich auf ihre Kläre; aber natürlich versuchten sie auch an ihr zu erziehen, und das war bei Klara schlecht angebracht.

Eigentlichlich war es, daß Klara niemals Hilfe bei der Mutter suchte; alle ihre Kämpfe wurden von ihr allein durchgeföhrt. Nie, seit die Kleine den Unarten der Kinderstube entwachsen, hatte Frau von Lenkstädt Grund zu Klagen gehabt über Klara, sie war voll Hefest gegen die Mutter, aber das Vertrauen, die rüd-

haltlose Hingabe ihres Kindes, hatte Frau von Lenkstädt niemals befehen.

Viel inniger war das Verhältnis zwischen Tochter und Vater. Das Mitleid hatte das Gemüt des Kindes zu dem gichtischen, häufig an den Krankenstuhl gefesselten Mann gezogen. Vielleicht sprach da auch das Gerechtigkeitsgefühl mit, das frühzeitig bei dem jungen Mädchen entwickelt war: Sie sah, daß der zarte, fränkende Vater nicht zu voller Geltung kam der kerngesunden, lebhaften, energischen Mutter gegenüber. Unwillkürlich nahm da das Kind Partei, der Vater aber brauchte den Umgang mit dem Kinde wie das tägliche Brot. Mit dem Egoismus des Kranken nahm er das junge Leben ganz für sich in Anspruch. In einem Alter, wo andere junge Mädchen dem Vergnügen nachgehen, oder wo sie im Ballsaale von den Eltern auf die Suche nach dem Manne geführt werden, blieb Klara in dem einsamen Burgwerda, ganz dem Samariterdienste gewidmet.

Außer dem Vater gab es da noch viele andere, die ihre Hilfe in Anspruch nahmen. Helfen, das war die natürliche Bethätigung, in der sie sich wohl fühlte. Sie suchte nicht nach dem Glend, aber wo es ihr in den Weg trat, griff sie zu. Es war mit der Zeit in Burgwerda ganz selbstverständlich geworden für die Hilfsbedürftigen, sich mit seinen Anliegen an Kläre von Lenkstädt zu wenden.

Die Lücke war groß, die hier durch Klaras Weggang gerissen wurde. Der Vater erschien mit einemmal um Jahre gealtert, sank vollends in sich zusammen. Die Brüder zeigten sich, wenn sie fortan ins väterliche Haus kamen, lauter und ungenierter als früher. Jetzt erst kam zu Tage, was dieses Mädchen seiner Umgebung bedeutet hatte. Alles schien nüchterner und gewöhnlicher

geworden; als ob ein feiner Duft durch ihr Scheiden von den Dingen genommen wäre. Daß sich Klara zum Heiraten entschlossen, war für alle Welt eine große Ueber-raschung gewesen, nicht am wenigsten für ihre eigene Mutter.

Sie hatten sich im Wildbad kennen gelernt. Klara war mit ihrem Vater dort, dem das Baden zur Kräftigung verordnet worden war, und Erich, bei dem sich hin und wieder die Folgen einer beim Sturz auf der Rembahn erlittenen Verletzung fühlbar machten, brauchte ebenfalls die Heilquellen.

Die Aufmerksamkeit des jungen Mannes war bei Klaras erstem Anblick rege geworden. Ihre liebliche Erscheinung, ihr einfaches und dabei vornehmes Auftreten, die das wohlherzogene Mädchen aus guter Familie verrieten, die reizende Art und Weise, wie sie den alten Herrn unterhielt und stützte, hatten ihm das Herz gefangen genommen. Es war ein Vergnügen, dem von fern zuzusehen; aber bald regte sich bei Erich der Wunsch, die lebenswürdige Krankenpflegerin auch persönlich kennen zu lernen. Dazu bedurfte es einiger Zeit, denn Vater und Tochter lebten zurückgezogen von der übrigen Badegesellschaft. Aber schließlich glückte es doch.

Bald gab es für ihn nur noch einen Wunsch: wie es ihm gelingen möchte, sich dieses Mädchen zu gewinnen. Er sah, daß er mit den Künsten, die er anderen jungen Damen gegenüber erfolgreich angewendet hatte, bei ihr nichts erreichen werde. Beim leichten Flirt, als Cour-macher junger Frauen, in Liaisons, die nicht salonfähig waren, hatte Erich von Kriebow sich ein verächtliches Gehelassen, eine absichtliche Arroganz des Tones in der Unterhaltung angewöhnt.

Er hatte das Unglück gehabt, die Mutter zeitig zu